

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 29/3 (2002)

DOI: 10.11588/fr.2002.3.63123

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

qu'il était impossible de transformer de l'intérieur la tradition allemande à laquelle s'agrippaient les universitaires allemands très conservateurs. C'est pourquoi en fondant de nouvelles institutions, en particulier l'école supérieure d'administration de Spire, ils tentèrent d'imposer un autre système rompant totalement avec les facultés de droit traditionnelles. D'autre part, ce furent ces deux établissements, et en particulier l'institut d'interprétariat de Germersheim, avec sa section française, qui constituèrent les principaux canaux de diffusion de la langue et de la civilisation françaises en zone d'occupation.

Enfin, la conclusion de Fassnacht selon laquelle la politique culturelle ou éducative de la France ne coïnciderait avec la politique de sécurité que dans sa dimension de vecteur de la »civilisation française« (p. 238) laisse le lecteur perplexe: Ne serait-ce pas au contraire la dénazification et les mesures de démocratisation qui correspondraient aux préoccupations sécuritaires du voisin français, tandis que la diffusion de sa »grandeur culturelle« s'apparenterait davantage à une politique de prestige destinée à compenser la perte de son statut de grande puissance politique et économique?

Corine DEFRANCE, Paris

Ernst JÜNGER, Carl SCHMITT, Briefe 1930–1983, hg., kommentiert und mit einem Nachwort von Helmuth KIESEL, Stuttgart (Klett-Cotta) 1999, 894 S.

»De nobis ipsis silemus«. Von uns selbst schweigen wir, so lautet eine beiläufige Bemerkung Carl Schmitts zu Ernst Jüngers 50. Geburtstag im März 1945. Sie ist charakteristisch für den lange erwarteten Briefwechsel, der all jene enttäuschen dürfte, die endlich auf Alltägliches und Persönliches, vielleicht auch Entlarvendes aus den Biographien der schon in jungen Jahren berühmt gewordenen Geistesgrößen des »deutschen Jahrhunderts« gehofft hatten. Nicht viel ist über Haltungen oder Wandlungen im Schatten politischer Umbrüche und Katastrophen zu erfahren, wie überhaupt Fragen der Politik und Ökonomie nur wenig berührt sind. Die Diktion der Korrespondenz ist untergründig-geheimnisvoll, ihr Tonfall leise und zurückhaltend – ein Gespräch unter Abwesenden, die sich beobachten und glauben, beobachtet zu werden; die um ihre eigene Bedeutung wissen und ahnen, daß sie spätestens posthum nicht mehr nur unter sich sein werden. Offene Bekenntnisse und abgelegte Zeugnisse, soviel dürfte beiden klar gewesen sein, hätten dann auch gegen sie verwendet werden können.

Jünger erscheint in den Briefen, die mit Unterbrechungen und längeren Pausen seit 1930 gewechselt werden, als der Beweglichere, Weltgewandtere, der in den ersten Jahren auch öfter zur Feder griff als sein Gegenüber. Meist bestimmte er die Gesprächsthemen. Der Eindruck verstärkt sich mit Dauer der Korrespondenz: Während Schmitt, gleichwohl sein Denken ungebrochen wirkungsmächtig blieb, sich mehr und mehr einkapselte, fühlte Jünger noch an der Schwelle zum Alter steigende Neugierde bis hin zu einer »immense curiosité«, die mit einer nie erlahmender Reiselust einherging. Carl Schmitt, der umstrittene, »mit der Krone« gehende Staatsrechtler, hatte akademisch Karriere gemacht, Jünger, der mit dem »Pour le Mérite« hoch dekorierte Krieger und subtile Jäger, konnte dagegen auf mehr als nur eine Bibliographie zurückblicken. Vielleicht bewahrte ihn diese andere Prädisposition davor, nach 1933 mit den neuen Machthabern gemeinsame Sache zu machen. Seine in Zeiten der Weimarer Republik ausgeprägte Lust am Zündeln wurde jedenfalls defensiv, als Ende 1933 eine Berufung in die Deutsche Akademie der Dichtung anstand.

Zu diesem Zeitpunkt deuten sich auch im Briefwechsel erste Differenzen an. Wenn Jünger zur Lektüre Célines bemerkt: »Daß Anarchisten langweilig werden, ist vielleicht das letzte Zeichen dafür, daß es mit einer Gesellschaft zu Ende geht. Auch die Lebenskraft der Bandwürmer hängt von der allgemeinen Bluttemperatur ab« (2.1.1934), kann er auf Gegeninteresse kaum rechnen. Andererseits schweigt er konsequent, als Schmitt öfter antisemiti-

sche Positionen kundtut und damit auf Resonanz seines Gegenüber hofft. Hätte da nicht aber Einspruch erhoben werden müssen? Spürbar ist, daß der Gedankenaustausch nicht selten in einer Art von Schwebezustand bleibt, der eine gewisse, auch für den Leser merkliche Spannung erzeugt. Vermutlich wurde im direkten Gespräch, das man während der Pariser, Kirchhorster oder Berliner Begegnungen führte, Konkreteres verhandelt.

Bei allem Eindruck, in die Gedankengänge zweier in den Bahnen europäischer Bildungstradition wandelnder Gleichgesinnter einzudringen, finden sich doch Passagen, die trotz beständig ausgetauschter Höflichkeiten und stets bezeugter Achtung auf Unterschiede in den Denkformen und Gegenwartsdeutungen hinweisen. Daß die Perspektive hier »eher historisch als juristisch ist«, liegt nahe, doch wenn Schmitt die Figur des »Oberförsters« als des »Mamorklippen-Bösewichts« zunächst nur im Spaß, später aber ganz ernsthaft mit Bismarck in Verbindung bringt, ist das – selbst wenn Jünger die Idee für »nicht übel« hält – wohl auch in dessen Augen die falsche Schablone. Wollte man sich wirklich ein konkretes Gesicht dazu denken, ließen der Entstehungskontext des Buches sowie die darin vorgestellten Herrschaftspraktiken an der einzig möglichen Deutung kaum einen Zweifel. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wäre es gerade für die inhaltlich dichten und intensiven Phasen der Korrespondenz in den beginnenden vierziger und ausgehenden fünfziger Jahren ratsam, die »Mamorklippen« bei der Hand zu haben, besser noch die unter dem Titel »Strahlungen« zusammengefaßten Tagebücher Jüngers aus dem Zweiten Weltkrieg. Dort heißt es unter dem 2. Dezember 1942: »Die Farben der Blumen am tödlichen Grat dürfen dem Auge nicht verbleichen, und sei es eine Handbreit neben dem Absturze. Das ist die Lage, die ich in den Klippen schildere.« Andererseits gehörte Schmitts posthum veröffentlichtes »Glossarium« hinzugezogen, worin der Andere bekanntlich scharf angegriffen wurde.

Mehr als Jünger sucht Schmitt in den Briefen die eigene Lage während der Jahre des Dritten Reiches und danach durch die Versenkung in historische Charaktere und mythische Figuren zu erfassen. So fühlt er sich wie der florentinische Staatsdenker Machiavelli im Exil, nennt seinen Plettenberger Wohnsitz seit 1956 nach dessen Verbannungsort San Casciano, oder zeichnet mit »Benito Cereno«, dem entmündigten Kapitän der »San Dominick« aus Melvilles Erzählung. Jünger blickt gern in die Abgründe erzwungener, eben Schicksalsgemeinschaften, wie die Schiffbrüchiger, deren wundersame und tragische Geschichten er unablässig sammelt. Stillschweigendes Unbehagen an der neuen bundesrepublikanischen Wirklichkeit schwingt auf beiden Seiten immer mit. Man übergeht die politischen Realitäten, oder kommentiert sie trocken: »Wenn ich Phrasen höre wie ›Zur politischen Neuorientierung‹, erfaßt mich eine Art von Schläfrigkeit« (Jünger). Aufmerksam hingegen verfolgen beide die Wirkung ihrer Arbeiten. Nicht selten amüsiert man sich über eine übereifrige Rezeption und Kritik, etwa gelegentlich Schmitts Hamletdeutung, die »allerlei unvorhergesehene Folgen« zeitigte. Auf Angriffe Ernst Niekischs reagiert dieser so: »Was wäre er, wenn ich nicht das bin, was er von mir behauptet.« Neben dem Nachdenken über Mythos und Geschichte, das auch mancherlei entlegene Anekdote zu Tage bringt, beeindruckt vor allem das gemeinsame Ringen um Begriffe. Hier gewinnt der Gedankenaustausch besonders an Schärfe. Das Wort »obscurité« aus einer Rivarol-Maxime liefert nur einen von mehreren Anlässen dafür. Der »Kampf um die Wortbedeutungen«, so vermerkt Schmitt in diesem Zusammenhang, sei ein »unmittelbar politischer Kampf«, und man könne »Worte stehlen, wie heilige Katzen«.

Daß Frauen im Briefwechsel kaum eine Rolle spielen, überrascht nicht sonderlich. Indes stößt man sich gelegentlich am maskulinen Gehabe der alten Männer: »Alle männlichen Völker sind heute in Verruf; die Preußen sind der Prototyp«, vermeldet Jünger nach einer Angola-Reise im Sommer 1970. Seinem Orakel, daß im »Interregnum« nicht die Mütter, »sondern die Zwitter maßgebend« seien, weiß Schmitt den Fall eines für die Trauung von Homosexuellen eintretenden katholischen Bischofs beizustellen: »Es gab Zeiten in der Geschichte des Christentums, in denen ein solcher Bischof als nicht gültig ordiniert und alle

seine Amtshandlungen als null und nichtig behandelt worden wären.« Das waren dann ja wohl auch jene Zeiten, in denen noch Hexen verbrannt wurden.

Im ganzen lädt die Lektüre zum unablässigen Herumreisen in Themen und Zeiten ein, zum Auf- und Abstieg mit herrlichen Aussichten zwischendurch. Der ausführliche Kommentar, der das leider fehlende Register nicht ersetzt, ist eine zusätzliche Fundgrube für all jene, die tiefer schürfen wollen, und bietet zudem überaus wichtige Erklärungen. Vielleicht wäre dabei mitunter weniger mehr gewesen, hätte dem Leser hier und da etwas zugetraut werden können. Dann läge der Band vielleicht noch besser in der Hand. Letztlich bleibt der Eindruck eines großen Briefwerkes, in dem die Kontinuität der Themen und Positionen alle politischen Brüche und persönlichen Einbrüche zu überdauern scheint. Ähnliches gilt, trotz zeitweiser Entfremdung und längeren Phasen des Schweigens, für die Beziehung: »Wieder einmal«, schreibt Jünger unter dem 12. November 1980, »blüht die Sukkulente, die Sie uns 1934 nach Goslar mitbrachten. Sie ist inzwischen öfters geteilt worden, doch immer vom gleichen Stock. Ich erwähne das als Zeichen einer Konstanz, die Krieg und Bürgerkrieg mit vielen Todesfällen überlebt hat – ähnlich wie unser Briefwechsel, der zudem Bombardements und Haussuchungen überdauerte.«

Matthias STEINBACH, Jena

Elise JULIEN, *Les rapports franco-allemands à Berlin 1945–1961*. Préface de Robert FRANK, Paris (L'Harmattan) 1999, 287 S. (Allemagne d'hier et d'aujourd'hui).

Über die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen in der Ära Adenauer sind wir dank neuer Publikationen gut informiert. Über den Faktor Berlin im bilateralen Kontext gibt es weit weniger kenntnisreiche Untersuchungen. Mit Spannung greift man daher zu der neuen Studie Elise Juliens, die den Bogen von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zum Mauerbau 1961 spannt. Das Buch, die überarbeitete Fassung einer an der Sorbonne eingereichten »Mémoire Maîtrise«, wertet zusätzlich zur einschlägigen Literatur die Akten von drei Berliner und Pariser Archiven aus und läßt – über Gebühr ausführlich – fünf Zeitzeugen zu Wort kommen, die die Autorin befragt hat.

Julien entfaltet ihr Thema auf drei Ebenen. Neben der Darstellung der regierungsamtlichen Politik geht es ihr darum, das Verhältnis zwischen den Franzosen und Berlinern zu rekonstruieren und den Wandel von Mentalitäten anhand sich ändernder Perzeptionen zu analysieren. Entsprechend der von ihr aus der Chronologie der Ereignisse destillierten vier Phasen beschreibt Julien zunächst die politisch-materielle Situation an der Spree aus der Sicht von Berlinern und Franzosen in der Zeit von 1945 bis 1947. Entschieden und klar legt sie dar, daß Frankreichs Berlin-Politik ganz von der übergeordneten Absicht bestimmt war, als Macht ersten Ranges auf die internationale Bühne zurückzukehren. Rachsucht und Haß prägten seine Aktionen ebenso wie Ohnmacht und fehlender Realitätssinn.

Gleichwohl gab es nach Juliens Forschungen in diesen Jahren durchaus Ansätze einer Fraternisierung zwischen Besatzern und Besetzten. Die Berlin-Krise von 1948/49, die im Zentrum des zweiten Kapitels steht, verstärkte diese Tendenz, ohne bereits den Durchbruch zu liefern. Zwar erkannte die Pariser Regierung, daß sie keine Mittel besaß, ihre Außenpolitik ohne Unterstützung der Westmächte zu betreiben. Dennoch blieb sie auf Distanz zu den Deutschen und beteiligte sich an der anglo-amerikanischen Luftbrücke nur mit »diskreten und symbolischen« Maßnahmen (S. 110).

Nach der Blockade war den Franzosen freilich klar, daß Berlin ein zentrales Spannungsfeld im Kalten Krieg geworden und sie auf den Beistand des Westens angewiesen waren. Vor diesem Hintergrund setzte, wie Julien im dritten Kapitel zeigt, Anfang der fünfziger Jahre eine Periode der Normalisierung im Verhältnis zwischen den Berlinern und den Franzosen ein. Zwar waren keineswegs alle Streitpunkte behoben; sie besaßen aber, so folgert